

Wolfgang Korn

DIE WELTREISE
EINER FLEECEWESTE

Eine kleine Geschichte
über die große Globalisierung

Illustriert von Birgit Jansen



Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher

INHALT

1

Wie die Fleeceweste
zum Hauptdarsteller wurde ▶ 7

2

Ölreichtum in Dubai oder: Kann man mit Geld
eigentlich alles kaufen? ▶ 19

3

Die Prügelknaben der Globalisierung:
ein Herz für Öltanker ▶ 36

4

Generalstreik in Chittagong!
Ganz Bangladesch hängt an einem Faden ▶ 50

5

Tuck-Tuck-Rennen, Sintfluten und die Geburt
einer ungeplanten Fleeceweste –
Alltag in Bangladeschs Textilindustrie ▶ 63

© 2008 Berlin Verlag GmbH, Berlin | Bloomsbury Kinderbücher &
Jugendbücher | Alle Rechte vorbehalten | Vermittelt durch die Lite-
ratur- und Medienagentur Ulrich Pöpl, München | Umschlaggestal-
tung: Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung von Fotografien
von © Corbis, Ullsteinbild und Getty Images | Typografie & Ge-
staltung: Renate Stefan, Berlin | Gesetzt aus der Goudy und Gill
Sans durch psb, Berlin | Druck & Bindung: CPI – Ebner & Spiegel,
Ulm | Printed in Germany 2008 | ISBN 978-3-8270-5292-6 |
www.berlinverlage.de

6

Im Reich der schwankenden Blechkisten –
auf Containerschiffen nach Europa ▶ 81

7

Vom Ladenhüter zum Talisman –
ein Sonderposten wird zum Glücksbringer ▶ 100

8

Fischraub und Menschenschmuggel –
die Weste auf Westafrika-Kurs ▶ 120

9

Die einen dürsten, die anderen nicht –
Showdown vor Teneriffa ▶ 146

10

Ausblick:
Wie wir zusammen das Ende dieser Geschichte
ändern können ▶ 162

KAPITEL 1

Wie die Fleeceweste zum Hauptdarsteller wurde

Es war keine Liebe auf den ersten Blick, absolut nicht! Knallrote Fleecewesten sind vielleicht etwas für Mädchen und Bayern-München-Fans, aber nichts für einen knallharten Reporter, der zu Borussia Dortmund hält.

Als ich die Weste das erste Mal im W-Warenhaus sah, habe ich sie sofort weggeschoben. Eine braune Weste hätte ich gern gehabt, eine beigefarbene wäre auch in Ordnung gewesen oder, wenn es nicht anders gegangen wäre, auch eine blaue. Sie hatten jedoch nur noch die rote in meiner Größe.

Es war im Spätherbst 2005: Ich hatte wenig Zeit, mich in anderen Läden umzuschauen, da ich in der Endphase eines Buchprojekts steckte. Und da der Vorschuss vom Verlag zur Neige ging, hatte ich auch kein Geld, um mir eine Markenweste zu kaufen. Der lange Winter stand vor der Tür, in dem ich in meinem kalten Arbeitszimmer jeden Tag acht bis zehn Stunden am Computer das Manuskript beenden musste. Wenn ich

nicht irgendwann an meinem Bürostuhl festfrieren wollte, musste etwas passieren. Zwei Warenhaus-Besuche und eine Preissenkung später griff ich also zu.

Tja, wer konnte damals ahnen, dass ich einmal ein ganzes Buch über diese Weste schreiben würde?



Die Idee zu diesem Buch kam so: Mein Verlag wollte ein Buch über Globalisierung, ich hatte schon lange eine gute Idee, mir fehlte nur noch der passende Hauptdarsteller. Um alle zu beruhigen, verkündete ich: Bis Weihnachten habe ich die Hauptperson meiner Geschichte! Einen Gegenstand, der uns in rasantem Tempo durch die weite Welt führt: Asien, Europa, Afrika, Schiffsfahrten über Ozeane.

Dann überraschte mich der Kalender damit, dass er plötzlich den 21. Dezember 2007 anzeigt. Um endlich zu einer Entscheidung zu kommen, veranstaltete ich am folgenden Tag ein Casting der besonderen Art. Allerdings waren meine Kandidaten keine Sänger oder Tänzerinnen, sondern die stummen Diener, die das Alltagsleben leichter und unterhaltsamer machen: Toaster, Computer, MP3-Player, Staubsauger, Brotbackmaschine oder Fernsehapparat.

Woran können wir das Reisetalent dieser Gegenstände erkennen? Erster Anhaltspunkt ist das Land, wo sie hergestellt wurden. Das kann man an den kleinen Schildchen feststellen, die irgendwo aufgeklebt oder

aufgedruckt sind. Woher beispielsweise stammt mein Toaster? Aus Hongkong. Woher der Wecker? Aus China. Wo kommt der Computer her? Auf meinem steht »Assembled in Taiwan« (zusammengebaut in Taiwan). Selbst einige Bücher, die auf Deutsch geschrieben sind, wurden im Ausland produziert. Mein Atlas beispielsweise wurde in Slowenien gedruckt. Und der Wasserkocher? Der stammt ausnahmsweise aus Deutschland – »Made in Germany«! Das findet man nur noch selten. Es ist mittlerweile so selten, dass es von den Herstellern hervorgehoben wird.

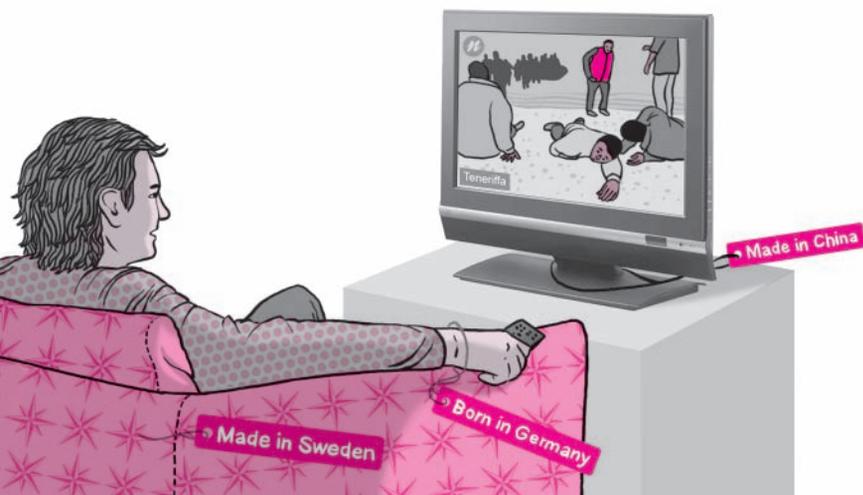
Das Land, wo die Gegenstände hergestellt werden, ist aber nur eine Station ihrer Lebensgeschichte. Ihre ganze Reise reicht von der Gewinnung der Rohstoffe bis zur endgültigen Verwertung – auf der Müllkippe oder wo auch immer.



Also zurück zum Casting – ich habe einige interessante Kandidaten und einen heimlichen Favoriten: mein Notebook. Es steht ein amerikanischer Markenname drauf, der Prozessor wurde in München gefertigt, zusammengebastelt wurde es in Taiwan. Das hört sich doch alles vielversprechend an.

Aber ich kann mich immer noch nicht entscheiden. Ich will ja die Geschichte dieses Gegenstandes von der Rohstoffgewinnung bis zur Verschrottung oder Wiederverwertung erzählen. Und wenn ich nun einen Gegenstand wähle, der aus sehr vielen Einzelteilen besteht, dann muss ich ja die Suche in viele Richtungen gleichzeitig ausweiten. Das wäre sehr anstrengend und zeitaufwendig für mich – und nachher auch noch langweilig zu lesen. Ich vertage die Sitzung auf den folgenden Tag, den 23. Dezember ...

Am nächsten Tag sitze ich im Wohnzimmer vor dem Fernseher. Wie jedes Jahr vor Weihnachten gibt es auffallend viele Beiträge über hilfsbedürftige Menschen: Obdachlose, Arme, Flüchtlinge.



Ein Beitrag handelt von afrikanischen Flüchtlingen, die auf kleinen Booten über den Atlantik fahren, um die Kanarischen Inseln zu erreichen. Über sechzig Personen waren zehn Tage lang auf einem kleinen Boot zusammengequetscht, bei Wind und Wetter und zum Schluss ohne Trinkwasser. Dramatische Bilder, von einem Touristen mit seiner Videokamera festgehalten: Die Flüchtlinge sacken am Strand zusammen. Eine kurze Nahaufnahme: Ein Junge in einer knallroten Weste.

Eine rote Weste – in meinem Kopf ertönt ein lauter Gong. Moment mal! War das vielleicht meine knallrote Fleeceweste?

Denn genau so eine Weste habe ich vor einigen Monaten in den Altkleidercontainer bei uns in Hannover gesteckt. Und diese Kleidung – das habe ich erst neulich gelesen – wird zum großen Teil nach Westafrika verschickt und dort verkauft.

Ich glaube sogar, ich habe »meinen« Rotweinfleck auf der linken Seite der Weste erkannt. Oder war es die rechte? Oder war es nur die schlechte Aufnahme? Den ganzen Nachmittag lang kann ich mich auf nichts richtig konzentrieren. War das meine Weste? Könnte das meine Weste gewesen sein?

Am Abend erzähle ich meiner Freundin von der roten Weste, die der Flüchtlingsjunge trug.

»Glaubst du ernsthaft, dass das deine Weste ist?«, fragte sie.

»Keine Ahnung«, antwortete ich.

»Solche Westen werden doch heute in Massen produziert.«

»Ja, natürlich. Ich weiß nicht, ob das meine Weste ist. Meine Weste hatte keine besonderen Merkmale außer dem großen Weinleck. Deshalb wolltest du ja, dass ich sie aussortiere.«

»Du willst doch wohl jetzt nicht nach Teneriffa fliegen und das Flüchtlingslager besuchen, um nachzuschauen, ob der Fleck drauf ist?«

»Quatsch! Dazu fehlt mir sowieso das nötige Kleingeld. Außerdem hätte es eh keinen Zweck. Nach so einer Reise über den Atlantik wird die Weste natürlich so mitgenommen aussehen, dass ›mein‹ Fleck einer von vielen ist.«

»Gott sei Dank. Diese Menschen sind nur knapp dem Tode entronnen, und du suchst nach deiner Weste.«

Aber darum geht es mir gar nicht. Ich will nicht unbedingt wissen, ob das meine alte Fleeceweste ist oder nicht. Entscheidend ist der Gedanke: Es könnte meine Weste sein.

Nachdem ich die rote Fleeceweste im Fernsehen gesehen hatte, beschäftigte mich eine Frage nicht mehr: Ich brauchte nicht länger zu überlegen, wer die Hauptperson meiner Geschichte werden würde. Besser als es ein Notebook oder ein Wecker könnte, würde die abenteuerliche Geschichte meiner Weste zeigen, wie heute alles mit allem zusammenhängt.

Wie kommt es dazu, dass ein Afrikaner mit einer

roten Fleeceweste aus einem deutschen Altkleidercontainer auf dem Atlantik treibt? Wie kam diese Weste überhaupt nach Afrika? Wo wurde sie hergestellt? Woher stammten die Rohstoffe? Warum verlassen Menschen in den armen Ländern zu Hunderten ihre Dörfer und versuchen auf kleinen Booten die reichen Länder zu erreichen? Warum sind ihre Länder überhaupt so arm? Die Antwort heißt: Globalisierung!

WORAN MAN GLOBALISIERUNG ERKENNEN KANN!

70 Prozent aller Feuerzeuge, die die Menschheit benutzt, kommen aus einer einzigen chinesischen Provinz, aus Wenzhou. Von dort werden sie in die ganze Welt verschickt.

Wenn US-Amerikaner abends Hunger bekommen und sich bei einem bestimmten Pizzadienst eine Thunfisch-Pizza mit viel Käse bestellen, dann nimmt die Bestellung ein Callcenter in Indien auf und schickt sie über das Internet zu der betreffenden Filiale in den USA.

Nordseekrabben werden direkt nach dem Fang eingefroren. Am Hafen übernimmt sie ein Tiefkühlaster, der Europa durchquert und auf einer Mittelmeerfähre Marokko erreicht. Dort werden die Krabben gepult und nach Deutschland zurückgebracht. Unvorstellbar – aber so sparen die Krabbenhändler in Deutschland, der amerikanische Pizzadienst und die Feuerzeughändler dieser Welt viel Geld. Schließlich betragen die Lohnkosten in den weniger entwickelten Ländern in der Regel nicht einmal ein Zehntel von denen der Industrieländer.

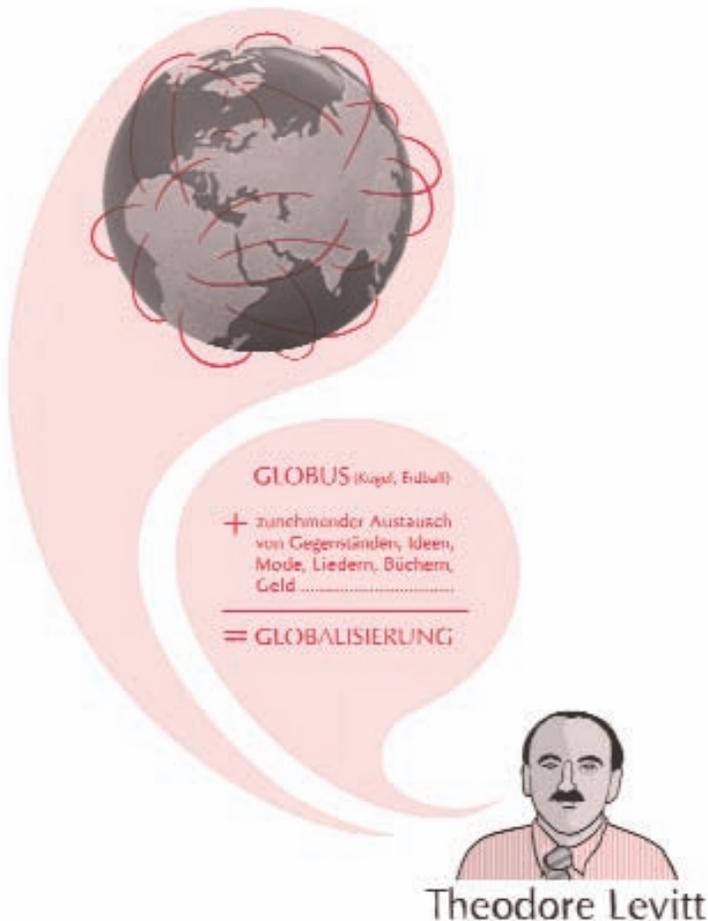
Der Begriff »Globalisierung« leitet sich vom Wort »Globus« ab – einer Kugel, die unseren Planeten darstellt und auf der alle Länder und Meere aufgemalt sind. Im Jahr 1983 suchte der in Deutschland geborene amerikanische Wirtschaftsprofessor Theodore Levitt nach einem Wort, um zu beschreiben, wie sehr heute alles wirtschaftliche Tun der Menschen auf unserer Erde zusammenhängt. Noch nie haben so viele Menschen so viele Gegenstände kreuz und quer über den Globus mit-

einander ausgetauscht. Und das betrifft nicht nur Gegenstände, sondern auch Ideen, Mode, Musik – und vor allem: Geld. Niemand werkelt mehr allein vor sich hin, dachte Levitt – nicht einmal ein kleiner Bauer in Afrika. Wie wir uns verhalten, was wir herstellen und kaufen, hat Auswirkungen auf alle anderen Menschen auf dieser Erde. Die Wirtschaft ist nicht mehr auf ein Dorf, eine Stadt, ein Land beschränkt, sondern mit der ganzen Welt vernetzt, also »globalisiert« – die »Globalisierung« hatte ihren Namen bekommen.

Heiligabend 2007. Während überall Bescherung unter dem Weihnachtsbaum gefeiert wird, setze ich mich an meinen PC und öffne eine neue Textdatei.

Ich versuche mich genau an die Weste zu erinnern. Am auffälligsten war natürlich ihre Farbe: Knallrot. Sie war aus Fleecestoff hergestellt. Fleece bedeutet auf Englisch »Flausch«. Das kann man wörtlich nehmen, es ist so flauschig wie ein Kaninchenfell. Man mag gar nicht glauben, dass es weder aus pflanzlichen Fasern wie Baumwolle noch aus tierischen Fasern wie Haar oder Fell besteht. Fleece wird aus Kunstfasern gemacht und besteht aus Polyethylen – einem Kunststoff. Und der wird aus Teilen von Erdöl gewonnen.

Doch wo genau fängt die Geschichte meiner Fleeceweste an? Dort, wo sie das erste Mal erwähnt wird, also in Auftrag gegeben wird.



10. Mai 2005. Die Zentrale der W-Warenhaus-Kette liegt direkt an der Autobahn A2 Oberhausen–Hannover nahe Gütersloh. Während draußen die Frühlingssonne scheint, zieht im Konferenzraum gerade ein Gewitter auf. Die Tage, wenn die Bestellungen für die Frühjahr/Sommer- oder – wie jetzt – für die Herbst/Winter-Kollektion rausgehen, sind für alle Mitarbeiter anstrengend.

Hinzu kommt: Der langjährige Einkaufsleiter Werner Wittkowski und die neue Marketingleiterin Elfriede Unruh können sich nicht so gut leiden. Denn Wittkowski mag keine großen Veränderungen, Unruh dagegen möchte unbedingt mehr Schwung in die Warenhauskette bringen.

Auf dem Tisch vor der Besprechungsrunde liegen: Winterjacken für Damen und Herren aus verschiedenen Materialien, Hosen aus dicken Stoffen, Pullover aus Wolle oder Polyester, Jacken und Westen aus Cord und Fleece. Dazwischen befinden sich jede Menge Prospekte mit weiteren Angeboten. Die Begleittexte sind in schlechtem Englisch verfasst. Denn die meisten kommen aus China.

Seit einiger Zeit überhäufen chinesische Textilproduzenten die europäischen Großhändler und Warenhausketten mit Angeboten. Und fast alle sind deutlich günstiger als die der Konkurrenz aus Bulgarien, Bangladesch oder der Türkei. Einige Bestellungen wie Schuhe, Skihosen und Hemden hat deshalb auch die W-Warenhaus-Kette nach China vergeben.

»Kommen wir nun zu den Fleeceprodukten«, sagt

der Firmenchef. Wittkowski muss jetzt die Bremse ziehen. »Da haben wir bisher immer bei BGI (Bangladesh Garn International) in Bangladesch geordert. Die können einen guten Preis für solide Produkte machen.«

»Qualität, Herr Kollege, ist in diesem Bereich nicht so wichtig!«, wirft Elfriede Unruh ein. »Ob die Sachen fünf Jahre halten oder nur einen Winter, ist den Kunden egal. Es muss nur nach etwas aussehen. Sie wissen doch, im Bereich der Textilien gibt es nur einen Trend: Billig, billiger, am billigsten. Die Chinesen machen alles, es sieht aus wie Markenware – und ist spottbillig.«

Wittkowski protestiert: »Wir haben bisher doch immer in Bangladesch geordert!«

»Ja und?!«, entgegnet Unruh.

»Haben wir da nicht eine gewisse Verpflichtung?«

»Nein! Jeder kann jederzeit woanders ordern.«

»Wir haben aber eine Verpflichtung gegenüber unseren Eigentümern«, schaltet sich der Chef ein. »Die wollen für ihren Anteil auch noch was abbekommen.«

»Und gegenüber unseren Kunden«, erwidert Wittkowski. »Die wollen einen guten Preis und gute Ware. Denn werden die Chinesen auch tatsächlich das liefern, was sie uns versprechen? Werden sie Lieferzeiten einhalten? Wird die Qualität einen gewissen Mindestanspruch erfüllen? Verwenden sie keine giftigen Farben? BGI liefert uns schon seit 13 Jahren gleichbleibende Qualität zu vernünftigen Preisen.«

»Also gut«, spricht der Chef ein Machtwort. »Dann

ordern wir die Fleeceware dieses Jahr noch in Bangladesch.«

Seine Sekretärin setzt sich nach der Mittagspause an ihren Schreibtisch, um die Bestellungen aufzulisten. Die legt sie dem Abteilungsleiter noch einmal zur Unterschrift vor. Dann werden sie direkt nach China und Bangladesch gefaxt.

Dort steht unter anderem: 1000 Fleecewesten mit 100er Fleece, einfache Nähte, mit mittlerem Reißverschluss, seitlichen Innentaschen, in den Farben: Beige, Blau, Grau und Braun.

Merkwürdig! Von knallroten Fleecewesten steht nichts in der Auftragsliste!

KAPITEL 2

Ölreichtum in Dubai oder: Kann man mit Geld eigentlich alles kaufen?

In der Nacht vom 10./11. August 2005. Das Erdöl tritt zutage, aus dem einmal meine Fleeceweste wird.

Doch wo befinden wir uns? Auf dem Meer, aber in Sichtweite der Küste. Und obwohl Nacht ist, weht eine warme Brise über dem Wasser. Und um uns herum erheben sich Lichtertürme wie Riesenweihnachtsbäume aus dem Meer. Das sind Förderinseln, auf denen 24 Stunden am Tag Erdöl gefördert wird. Auch die ganze nahe gelegene Küste ist erleuchtet.

Damit scheiden die Erdölfelder an Land (wie in Sibirien) und im Norden (vor Norwegen beispielsweise) aus, ebenso die afrikanischen Ölfelder wie die vor dem Sudan oder südamerikanische wie die vor Venezuela – es bleibt eigentlich nur der Nahe Osten. Denn hier leuchten nicht einzelne Lichter, es strahlt wie auf einem Mega-Jahrmarkt – selbst in 10 000 Metern Höhe verrenken sich die Passagiere nächtlicher Flugzeuge die Hälse, um hinunterschauen zu können. Die meisten

KAPITEL 4

Generalstreik in Chittagong! Ganz Bangladesch hängt an einem Faden

23./24. August 2005, nachts, in einem der Slums von Chittagong. Noch im Dunkeln haben Mohmin und sein junger Nachbar Kholil mit ihren Mitstreitern die letzten Einzelheiten durchgesprochen. Da das Stromnetz wieder einmal zusammengebrochen ist, fertigen sie ihre Transparente im Schein einer Petroleumlampe an: Ein Bettlaken und zwei Besenstiele hat ihr Kollege Abdul von der Gewerkschaftszentrale mitgebracht. Aber was sollen sie auf das Transparent schreiben? Sie wollen mehr Lohn, so viel ist klar.

Mohmin ist Vorarbeiter in der Polyester-Fabrik, Kholil arbeitet in einem Verwertungshof, wo Plastikmüll aufgearbeitet wird. Doch beide haben es satt! Sie arbeiten bis zum Umfallen, und trotzdem leben ihre Familien im Slum und müssen sich immer wieder verschulden, um über die Runden zu kommen.

Aber es geht auch um die Sicherheit am Arbeitsplatz. Mohmin weiß, wovon er spricht. Früher hat er in

einer Raffinerie am Hafen gearbeitet. Diese Anlage, in der sich aus Erdöl nicht nur Benzin und Heizöl, sondern auch chemische Stoffe und Asphalt gewinnen lassen, würden europäische Chemiewerker für ein Raffinerie-Museum halten. Tatsächlich besteht sie aus Teilen einer alten Industrieanlage, die früher einmal in Europa gestanden hat. Vor vierzig, fünfzig Jahren haben englische Arbeiter an diesen Maschinen gestanden, dann wurden die Anlagen aufgegeben: zu alt, zu ineffektiv, zu gefährlich für die Arbeiter in England. Aber nicht zu gefährlich für Arbeiter in Bangladesch. Nur in einem Lendenschurz laufen sie Tag und Nacht durch dieses riesige Labyrinth aus Rohrleitungen, großen und kleinen Metalltanks – durch dieses unbeschreibliche Gemisch aus Hitze, Lärm und Gestank. Es gibt kaum Sicherheitsvorschriften und keine Schutzbekleidung.

Kein Wunder, dass Mohmin eines Tages so gefährliche Dämpfe abbekam, dass er umfiel und ins Krankenhaus musste. Als er wieder auf den Beinen war, war seine Stelle von einem anderen besetzt. Fabrikbesitzer müssen keine Entschädigungen zahlen. Sie entlassen einfach die Unfallopfer – draußen stehen Hunderte, die deren Stelle sofort einnehmen.

Und auch dagegen wollen Mohmin und seine Kollegen demonstrieren. Aber »Mehr Sicherheit für gefährliche Arbeitsplätze!« – das klingt zu lang und zu harmlos. Also schreibt Kholil – der Einzige von ihnen, der richtig schreiben kann: »30 PROZENT MEHR – SOFORT!«

BANGLADESCH – EIN LAND IM STÄNDIGEN AUSNAHMEZUSTAND

Bangladesch ist mit 144 000 Quadratkilometern nicht einmal halb so groß wie Deutschland (357 000 Quadratkilometer), hat aber über 140 Millionen Einwohner (Deutschland: 82 Millionen). Bangladesch ist das dichtbesiedeltste Land der Erde – rund 1000 Einwohner leben auf einem Quadratkilometer. Zum Vergleich: In Deutschland sind es 232 Einwohner pro Quadratkilometer.

Trotzdem leben in Bangladesch über 70 Prozent der Bevölkerung von der Landwirtschaft. Es können deshalb nur Produkte angebaut werden, die auf kleiner Fläche größte Erträge liefern. Also wird nicht Baumwolle, sondern vor allem Reis angebaut.

Die tropischen Temperaturen würden mehrere Ernten im Jahr zulassen – doch in Bangladesch herrscht die Hälfte des Jahres Ausnahmezustand: März/April und Oktober sind die Zeiten der tropischen Wirbelstürme und von Juni bis September ist Monsunzeit. Winde treiben dann schwere Wolkenfelder über das Land, und es gibt heftige Regenfälle.

Der Großteil von Bangladesch liegt in einem Flussdelta, das von drei großen Strömen gebildet wird. Die großen Ströme schwellen an, und es fließt so viel Wasser durch die drei großen Flüsse wie durch alle Flüsse in Europa zusammengekommen. Wenn dann noch das Meer bei einer Sturmflut die Wassermassen der Flüsse zurück ins Delta drückt, kommt es zu riesigen Überschwemmungen.

Bisher konnten sich die Bangladeschi mit den Über-

flutungen einigermaßen arrangieren: Immerhin schwemmt das Wasser fruchtbaren Boden auf die Felder. Doch die Überschwemmungen nehmen langsam, aber sicher immer größere Ausmaße an, weil der Klimawandel den Meeresspiegel langfristig ansteigen lässt. Im Jahr 2004 beispielsweise waren die Unterkünfte von 34 Millionen Bangladeschi – ein Viertel der Bevölkerung – überschwemmt.

Reiche Länder schützen sich mit höheren Staudämmen, in Bangladesch geht das nicht. Selbst wo Gelder für den Dammbau vorhanden sind, sorgt die Bestechlichkeit dafür, dass die Gelder an falscher Stelle abgezweigt werden. Im Jahr 2050 wird deshalb voraussichtlich rund ein Sechstel der Landesfläche überflutet sein. Rund 20 Millionen Menschen haben dann ihren Grund und Boden verloren.

Aktuelle Informationen über Bangladesch in deutscher Sprache verbreitet die Organisation »Netz« unter: www.bangladesch.org.

Gegen Morgen gehen Mohmin und Kholil nicht zur Arbeit in der Nähe des Hafens, sondern in die Innenstadt, zum zentralen Basar, der vor dem Bahnhof liegt.

Immer mehr Arbeiter versammeln sich dort. Einige tragen Helme und sind mit dicken Stöcken bewaffnet. Und auf den Transparenten, die über den Köpfen der Menge erscheinen, stehen nicht nur Forderungen nach mehr Lohn und Arbeitsschutz: »Nieder mit den Konzernen!« – »Nieder mit der Regierung!« – »GENERALSTREIK!« Jeweils auf Bengali und auf Englisch. Auf

Englisch, damit die ausländischen Reporter das verstehen und davon berichten können.

Ihre Demonstration ruft zum Generalstreik. Das heißt, dass alle Arbeiter und Angestellten die ganze Stadt lahmlegen wollen: Busse, Schiffe und LKWs fahren nicht mehr, Fabriken stehen still und Geschäfte sind geschlossen. Drei Generalstreiks hat es in diesem Jahr schon in Chittagong gegeben. Und das bekommt dann das ganze Land zu spüren, denn fast alle Waren, die Bangladesch aus- und einführt, werden über den Hafen von Chittagong umgeschlagen. Wenn sich im Hafen und in den Raffinerien nichts regt, droht die ganze Textilproduktion im Land zum Erliegen zu kommen.

Deshalb greift die Regierung dieses Mal hart durch. Sie lässt Polizei und Armee auffahren. Die postieren sich am Hafen, an den Werkstoren der Raffinerien und an den großen Kreuzungen in der Innenstadt.

Doch die Arbeiter und ihre Gewerkschaftsführer lassen sich nicht einschüchtern. Sie sammeln sich und



laufen die Station Road entlang. Sie wollen in die Dhaka Trunk Road, die zum Hafen führt.

Kholil und Mohmin halten ihr Transparent »30 PROZENT MEHR – SOFORT!« hoch und führen damit ihren Block an. Sie kommen allerdings nur zwei Kreuzungen weit. Die Polizei hat mit ihren Mannschaftswagen und Wasserwerfern die Fahrbahn blockiert. Davor stehen zwei Reihen Polizisten, die mit schweren



Helmen, großen Schilden und dicken Knüppeln ausgerüstet sind.

Ganz vorn gibt es erste Rangeleien, und dann macht es mehrmals »Plopp!«. Schießen die Polizisten etwa? Doch die Gewerkschaftsführer beruhigen die Menge: »Keine Panik! Das ist nur Tränengas! Tücher vors Gesicht! Nichts in die Augen reiben!«

Dann stürmt die Polizei vor. Mit ihren Schilden drängen sie jeden, der im Weg ist, an die Seite. Und mit ihren langen Stöcken schlagen sie brutal zu. Kholil hat noch nie in seinem Leben so viel Angst bekommen. Er lässt das Transparent fallen, flieht in eine Seitengasse und kann entkommen.

Mohmin dagegen lässt das Transparent nicht los. Er wird von Polizisten eingekesselt, sie versuchen, das Transparent herunterzureißen. Doch Mohmin lässt immer noch nicht los. Da erhält er einen Schlag auf den Kopf, zwei Polizisten ergreifen ihn und schleppen ihn zu einem Polizeitransporter.



Während draußen Polizeisirenen heulen, wird in der Hafens-Raffinerie unter Polizeiaufsicht weitergearbeitet.

Unsere Rohölmischung, die in einem der großen Tanks in der Nachbarschaft einige Tage abgelagert, wird nun über viele weitere lange Rohre in die Raffinerie geleitet. In diesem Labyrinth aus Rohrleitungen, Behältern und vielen anderen Geräten dampft, zischt und lärmt es – mit dem Rohöl passieren hier im Prinzip zwei Dinge: Als Erstes wird es in einen zylinderförmigen, fast 50 Meter hohen »Kochtopf« geleitet, eine sogenannte Destillationskolonne, und wird auf bis zu 400 °C erhitzt. Dabei trennen sich die unterschiedlichen Kohlenwasserstoffverbindungen voneinander: Gase und leichtes Benzin verdampfen und drängen

nach oben; Teer und Schmieröle setzen sich am Boden ab. Dazwischen siedeln sich die mittleren Kohlenwasserstoffe an – darunter Ethylen, der Grundbaustein für viele Arten von Kunststoffen. Dieser Grundstoff wird von den anderen Bestandteilen getrennt und über Rohrleitungen zum zweiten Arbeitsvorgang geleitet.

Das Ethylen gelangt jetzt zusammen mit einem Katalysator – das Schwermetall Antimon – in eine Druckkammer. Unter großem Druck wird die Mischung auf 240 °C erhitzt, und die einzelnen Ethylen-Moleküle entwickeln die Fähigkeit, sich zu einer zähen Masse zu verbinden. Aus Ethylen wird jetzt Polyethylen, ein Endlosmolekül wie eine kilometerlange Kette. Kein anderer Stoff ist so stabil und gleichzeitig so formbar! Am Boden der Druckkammer befinden sich sechs Düsen, aus denen das weißgraue Polyethylen in einem bleistift-dicken Strahl austritt wie Zahnpasta aus der Tube.

Die Polyethylen-Fäden werden nun in kurze Abschnitte geteilt und gekühlt. Diese haselnussgroßen Stücke heißen »Granulat« und bilden das Ausgangsmaterial für eine ganze Menge Dinge. Denn das Polyethylen ist ein wahrer Zauberkünstler. Bei über 120 °C wird es flüssig – dann lässt es sich in beliebige Formen pressen oder zu dünnen Folien auswalzen. Polyethylen und andere Kunststoffe sind damit die wichtigsten Bausteine unserer globalen Konsumwelt. Aus ihnen entstehen: Einkaufstüten, die Verpackungen für Lebensmittel und Chips, die Gehäuse unserer Handys, Walkmen, Notebooks. Auch Farben und selbst Medi-

zin enthalten einen Teil der Substanzen, die aus Erdöl gewonnen werden.

Das meiste Polyethylen wird jedoch benutzt, um Verpackungen herzustellen. Denn die Welt, in der alle Güter über weite Entfernungen geschickt werden, ist vor allem eine Welt der Verpackungen. Es gibt sogar Verpackungen für Verpackungen. Und es gibt Verpackungen für gebrauchte Verpackungen – das sind bei uns die gelben Säcke.

In vielen Teilen der Erde öffnen die Menschen die Plastikverpackungen und lassen sie einfach auf den Boden fallen – egal, wo sie gerade stehen. Viele Regionen in Asien, Südamerika und Afrika sind deshalb schon mit Plastikmüll übersät. In Indien und Bangladesch sterben viele Kühe, weil sie durch die Straßen wandern und dort Abfälle in Plastiktüten fressen (selbst die starken Säuren der Kuhmägen können Polyethylen nicht verdauen). Während die Abfallberge dort in den Himmel wachsen, sieht die Situation in Deutschland ganz anders aus.

Die Deutschen sind die Recycling-Weltmeister. Was nicht verwertet werden kann, landet in der Restmülltonne. Alles andere wird getrennt gesammelt – eine ganz schöne Sortierarbeit: Biologischer Abfall wird in der braunen oder grünen Tonne entsorgt. Papier kommt in die Altpapiertonne, und Gläser und Flaschen landen in zentralen Sammelcontainern.

Am aufwendigsten ist der »Grüne Punkt«-Abfall, der vor allem aus Plastikmüll besteht. Jeder Joghurt-

becher wird hier fein säuberlich ausgewaschen und in den gelben Sack oder die gelbe Tonne geworfen. Ein Teil davon wandert zwar trotzdem in der Müllverbrennungsanlage, doch das meiste landet in Recyclinghöfen und wird dort sortiert. Der Plastikmüll wird zu Ballen gequetscht und macht genau in diesem Moment eine wundersame Verwandlung durch: Er ist jetzt kein Plastikmüll mehr, sondern ein wertvoller Rohstoff, für den rund 300 bis 400 Euro pro Tonne gezahlt werden.

Der Plastikmüll, oder besser, der PET-Rohstoff wird in Container verladen und dann vor allem nach Asien verschickt. Auf dem Hof der Chemiefirma in Chittagong steht auch so ein Container mit Plastikmüll aus Deutschland.



Am selben Tag nachmittags. Die Arrestzellen im Polizeihauptquartier von Chittagong liegen im Keller, hier ist es finster und feucht. Zusammen mit zwanzig anderen Leidensgenossen wurde Mohmin in einen kleinen Raum eingesperrt. Keiner weiß, was mit ihnen geschehen wird. Alle haben Angst – Sekunden ziehen sich hin wie Minuten, Minuten ziehen sich hin wie Stunden.

Dann wird einer nach dem anderen aus der Zelle geholt – und kommt nicht zurück. »Ist das ein gutes oder schlechtes Zeichen?«, fragen sich die Männer. Schließlich wird auch Mohmin zum Verhör in einen dunklen Raum geführt, in dem nur ein Tisch und zwei

Stühle stehen. Mohmin muss seinen Namen nennen, er muss sagen, wo er wohnt und wo er arbeitet.

»Wer ist euer Anführer?« Immer wieder kommt die Frage: »Wer ist euer Anführer?« Denn danach sucht die Polizei, danach sucht der Geheimdienst, danach sucht die Regierung: Anführer. In ihren Augen sind nicht die schlimmen Verhältnisse im Land schuld an den Demonstrationen und Streiks, sondern bösartige Rädelsführer, die die armen Menschen gegen die Regierung aufwiegeln.

Klatsch! Mohmin erhält vom Fragenden eine so kräftige Backpfeife, dass sein Kopf nicht mehr aufhört zu brummen. Was soll er nur antworten? Mohmin kennt keinen Anführer. Sein Kollege Abdul hat ihm vom geplanten Streik erzählt. Aber der ist doch kein Anführer? Klatsch!

Während Mohmin noch in dem dunklen Verhörraum sitzt, ist es Kholil gelungen, zu seinem Arbeitsplatz zurückzuschleichen. Auf dem Verwertungshof stehen etliche Container. Sie sind bis zum Rand gefüllt mit Ballen aus gequetschtem Plastikmüll. Arbeiter schleppen die Ballen zur Schredderanlage und schneiden sie auf. Die Mahlmaschine zerfetzt vor allem Verpackungen und PET-Flaschen in kleine Flakes. Diese Flakes werden dann gewaschen und kommen auf ein Fließband.

An diesem Fließband stehen Kholil und viele andere junge Menschen und sortieren mit ihren flinken Händen die Flakes aus. Zack, zack, zack: Die bunten

kommen nach links – aus ihnen werden später Folien und Füllmaterialien. Zack, zack, zack: Die weißen kommen nach rechts – aus ihnen kann ein farbloser Webfaden produziert werden, der sich später färben lässt.

Heute versucht Kholil noch schneller zu sein als die anderen. Er will zeigen, wie brav er ist. Nie wieder geht er auf eine Demonstration. Zack, zack, zack. Was nur aus Mohmin geworden ist?

24. August 2005. Nach einem langen Verhör wurde Mohmin am Vortag laufen gelassen. Nun steht er pünktlich zur Frühschicht vor dem Werktor: Eingeschüchtert, mit einer angeschwollenen Wange und einem blauen Auge. Das Tor geht auf – und neben den Werkwächtern steht der Firmenchef persönlich. Der Chef hält Mohmin an: »Wie heißt du?«

»Mohmin.«

»Du hast gestern gefehlt und warst auf der Demonstration?«

Mohmin antwortet nicht, sondern senkt nur seinen Blick.

»Ich müsste dich eigentlich entlassen! Aber ich habe keinen Ersatzmann für die Spritzdüsen. Und wir müssen Extraschichten fahren. Alle Webereien steigen beim Fleece ein und wollen plötzlich unser Polyester-garn. Also flott!«

Mohmin eilt weiter, und dabei entfährt ihm ein kurzes Dankesgebet: »Gepriesen seien Allah und Muham-med, sein Prophet!«

»Aber ich behalte dich im Auge!«, hört er noch von hinten.

Mohmin geht um den Schmelzofen herum, in dem gerade ein Teil PET-Granulat, das aus unserem Rohöl gewonnen wurde, und ein Teil recycelter PET-Rohstoff aus Deutschland zusammen erhitzt werden.

Sein Arbeitsplatz befindet sich an den Düsen. Die Masse im Ofen hat die richtige Temperatur. Er öffnet die speziellen Düsen, die daraufhin ganz dünne Polyesterfäden ausscheiden. Mohmin leitet die Fäden durch einen Luftzug, wo sie erhärten, dabei aber elastisch bleiben. Die Polyesterfäden werden um einige Ecken geführt und schließlich auf Spulen aufgerollt. Die Fäden für den späteren Fleece erhalten noch eine Sonderbehandlung. Sie werden aufgeraut, damit das Gewebe später dicht und flauschig wird.

Für Bangladesch hat dieser synthetische Faden eine besondere Bedeutung. 75 Prozent der Exporte des Landes machen Textilien aus – doch Bangladesch hat keine eigene Baumwolle. Muss Baumwolle eingeführt werden, lässt das die Gewinne schrumpfen. Zum Glück aber für die Textilindustrie in Bangladesch hat sich im letzten Jahrzehnt ein neues Produkt durchgesetzt: synthetische Fasern – besonders Polyester. Weltweit werden bereits 40 Prozent der Textilien aus diesen Kunstfasern hergestellt. Bangladesch verfügt über eigenes Erdöl und damit über die Möglichkeit, Kunstfasern wie den Fleecestoff für meine Weste selbst zu produzieren.

KAPITEL 5

Tuck-Tuck-Rennen, Sintfluten und die Geburt einer ungeplanten Fleeceweste – Alltag in Bangladeschs Textilindustrie

1. September 2005, vor dem Hotel Intercontinental im Zentrum von Dhaka, der Hauptstadt von Bangladesch. Als drei europäische Handelsvertreter das Hotel verlassen, werden sie sofort umlagert. Sämtliche Fahrer der rund dreißig Dreirad-Taxen, die vor dem Hotel stehen, wollen die »Bideshi« – die Fremden – mit sich zerren. Die Handelsvertreter steigen bei Hassan ein, der als Einziger ruhig abwartend in seinem Tuck-Tuck sitzt.

Zigtausende dieser motorisierten Dreirad-Fahrzeuge sind in Asiens Städten unterwegs, und überall werden sie »Tuck-Tuck« genannt – warum, wird jedem sofort klar, wenn der Motor startet. Er fängt langsam an zu tuckern, das Tuckern wird immer schneller und lauter und schüttelt Fahrer, Mitfahrer und Ladung heftig durch – schon bevor sie überhaupt losfahren.

Irgendwann startet das Gefährt auch tatsächlich und ist dann kaum noch zu bremsen. Tuck-Tucks schlän-